

A photograph of a rider in dark equestrian attire and a helmet, sitting on a brown horse. The horse has a yellow rosette on its bridle. The background is a grassy field under a blue sky with light clouds.

Ilka Ondrusch

Diagnose ewiger Pflegefall

Sachbuch
Erfahrungsbericht

Inhaltsverzeichnis

Prolog

31. März 1991

3. September 1992

4. September 1992

Herbst 1992

Ende April 1993

4. Oktober 1993

3. November 1993

6. Dezember 1993

22. Dezember 1993

Oktober 1994

18. August 1995

Januar 1996

Frühjahr 1996

Herbst 1996

Herbst / Winter 1996 / 97

Mai 1997

Ende Mai 1997

Sommer 1997

Oktober 1997

November 1997
2. Januar 1998
Frühjahr 1998
Oktober 1998
Frühjahr 1999
Sommer 1999
Herbst 1999
Spätsommer 2000
Juli 2001
Spätsommer 2001
Herbst 2001
Winter 2002 / 2003
Frühjahr 2003
Sommer 2003
Sommer 2005
Sommer 2006
März 2007
April 2007
Juni 2007
Dezember 2007
April 2008
Mai 2008
Juni 2008
August 2008
Oktober 2008

Dezember 2008
Winter 2008 / 2009
Frühjahr 2009
Sommer 2009
August 2009
Herbst 2009
Oktober 2009
Dezember 2009
Frühjahr 2010
Mai 2010
Juni 2010
Juli 2010
Spätsommer 2010
Sommer 2011
September 2011
Oktober 2011
März 2012
Sommer 2012
Herbst 2012
Anfang 2014
Frühjahr 2014
Sommer 2014
Herbst 2014
Dezember 2014
29. Dezember 2014

Mitte Januar 2015

März 2015

April 2015

Mai 2015

Juni 2015

August 2015

Dezember 2016

Frühjahr 2016

Juli 2016

Herbst 2016

April 2017

Epilog

Prolog

6. Dezember 1993

Das Telefon klingelte. Ich nahm den Hörer ab und meldete mich mit meinem Namen. Am anderen Ende hörte ich eine Frauenstimme: »Guten Tag. Hier spricht Dr. Höwel aus dem Ostklinikum. Es hat sich etwas Schwerwiegendes mit Ihrer Tochter ereignet.«

31. März 1991

Ich war im Nachbardorf und besuchte meine Arbeitskollegin Heike. Wir hatten uns in den vergangenen Monaten etwas intensiver angefreundet. Irgendwie stimmte die Chemie zwischen uns. Beide waren wir positiv denkende Menschen und beide waren wir unternehmungslustig. Wir verabredeten uns für denselben Abend. Wie in jener Zeit gar nicht so selten, sollte in ihrem Dorf auf dem ehemaligen Fabrikgelände eine Großraumdisco stattfinden.

»Weißt du was, Heike?«, sagte ich. »Heute werde ich mich verlieben. Ich spüre das. Heute, und genau heute, treffe ich den Richtigen.«

Ich war 25 Jahre alt, lebte in einer ländlichen Kleinstadt und war eine alleinerziehende Mutter. Mit 20 hatte ich ein Verhältnis mit einem deutlich älteren Mann. Was ich damals für Liebe hielt, war nicht mehr als eine Schwärmerei: Abenteuer und sehr viel Spannung. Das Resultat dieser Beziehung war die Geburt meiner Tochter Becky und das »Fast- Ende« meiner Jugend. Ich arbeitete ganztags, studierte im Fernstudium und war nun Mutter. Von da an war mein Leben nicht einfacher, aber zugegebenermaßen sinnvoller. Bis zur Mutterschaft fehlte mir eine herausfordernde Aufgabe und damit die Notwendigkeit, Verantwortung zu übernehmen. Von innerer Leere umgeben, hatte ich oftmals düstere bis destruktive Gedanken, und aus diesem Grund behaupte ich heute, meine Tochter hat mir damals das Leben gerettet. Sie gab mir durch ihre Existenz einen Lebenssinn, der mir irgendwann abhanden gekommen war.

Ungeachtet dessen ist die Tatsache, dass man alleinerziehend ist, nicht gerade bindungsfördernd. Was ich sagen will, ist: Die meisten Männer wollen irgendwann

schon eine Familie, aber eben ihre eigene. Dazu kommt, dass man von diesem Zeitpunkt an nicht mehr nur einen Mann sucht, sondern jetzt auch einen Vater für sein Kind. Man wird wählerischer und auch definitiv vorsichtiger. Eine weitere Besonderheit bei alleinerziehenden Frauen auf Partnersuche ist die Angst, seinem Kind ständig wechselnde Väter zuzumuten.

Aus diesem Grund gestaltete ich das Thema Beziehung eher defensiv, sodass die folgenden Jahre nur einige kleine Affären und One-Night-Stands brachten. Bis zu diesem Discoabend war von der großen Liebe keine Spur.

Am Abend war ich nun auf dieser Disco, einer wirklich außergewöhnlich großen ihrer Art. Es sollte ein schöner Abend werden und ein ganz besonderer dazu. So war der Plan.

Ich hatte in den letzten Wochen häufiger mit Migräne zu tun, aber ausgerechnet an diesem Abend war es nicht auszuhalten. Da die meisten Gäste wie ich mit Bussen angereist waren, konnte ich mich nicht einfach davonmachen und mich auf den Weg nach Hause begeben. Ich musste das Problem anders lösen. Also bettelte ich mich durch die Räumlichkeiten, um irgendwo eine Kopfschmerztablette aufzutreiben. Ohne Erfolg. Am Ende blieb mir nichts anderes übrig, als eine der Bardamen anzusprechen.

Sie wollte mir wirklich helfen, hatte aber zu Recht ein paar Bedenken. Ich musste ihr hoch und heilig versprechen, dass ich keinen Alkohol getrunken hatte und auch an diesem Abend keinen trinken werde. Wenn man rasende Kopfschmerzen hat, ist so ein Versprechen schnell gegeben, schneller als man bis drei zählen kann. In diesem Moment hätte ich wirklich alles gemacht, um Linderung zu erfahren, wirklich alles, selbst meine Großmutter hätte ich sprichwörtlich verkauft. Ich leistete also meinen Eid und die Belohnung ließ nicht lange auf sich warten. Die Erleichterung lässt sich kaum mit Worten beschreiben, aber

ich bin sicher, dass fast jeder die Situation bereits selbst schon erlebt hat und nachempfinden kann, wie schön es sich anfühlt, wenn eine Migräne langsam aber sicher verschwindet.

So schnell, wie ich mein Versprechen gegeben hatte, so schnell hatte ich es vergessen, als es mir wieder besser ging. Mit der leichten Mischung aus Alkohol und Medikamenten wurde es wirklich ein echt genialer Abend. Er wurde so schön, so wunderschön, dass ich die Abfahrt der Busse glattweg verpasste.

Nun hatte ich ein neues Problem. Ich musste unbedingt jemanden finden, der mich mitnehmen konnte. Zu Fuß wäre es etwas zu weit gewesen oder anders ausgedrückt, die Nacht wäre für einen Fußmarsch dieser Länge zu kurz geworden. Ich brauchte zum Glück nicht lange, um ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Dieser Bekannte erklärte mir, dass auch er nur »mitgefahren« wäre und dass ich den Mann da drüben fragen solle. Er zeigte auf einen jungen Mann, nur zirka fünf Meter von mir entfernt, und da war er: der Mann, mit dem ich mein Leben verbringen wollte.

In dieser Nacht, unterdessen hatten wir den ersten April, brachte mich Thomas, das war sein Name, brav nach Hause, und es gab vor der Haustür noch einen harmlosen Abschiedskuss. Dann aber ging alles sehr schnell. Gegenseitige Besuche, Liebesschwüre in handgeschriebenen Zeilen. Heute kann man über so was nur noch schmunzeln, aber damals war das üblich. Man schrieb Briefe und schickte sie mit der Post weg. Und wenn man Glück hatte, bekam man einen Brief zurück, und das Herz konnte beim Lesen zerschmelzen. Es gab weder Handy noch Smartphone, kein SMS oder WhatsApp. Es gab auch keine PCs und somit weder E-Mails noch Skype.

Thomas Eltern lebten in einem Nachbardorf. Obwohl wir im gleichen Alter waren und dieselbe Schule besuchten, lernten wir uns erst an diesem Discoabend kennen. Es stellte sich heraus, dass er erst an die Schule kam, als ich

diese in Richtung Oberschule verließ. Es war sogar so, dass sich seine und meine Mutter gut kannten, da sie in früheren Jahren Kolleginnen waren. Also stand einer gemeinsamen Zukunft nichts im Wege, oder besser gesagt, fast nichts. Thomas lebte seit der Wende im Westen. Uns trennten fast 500 Kilometer.

Die Zeiten zwischen den Besuchen waren fürchterlich. Ich war unter der Woche jedes Mal krank, zwar nur vor Liebe, aber mit echten körperlichen Symptomen. Meistens hatte ich Halsschmerzen und leichtes Fieber.

3. September 1992

Die Hochzeit fand im darauffolgenden Jahr statt. Die Vorbereitung dieses Ereignisses wurde unser erstes gemeinsames Projekt. Ich wünschte mir einen klassischen Polterabend am Vorabend der Vermählung. Heutzutage wählen viele Paare einen freien Tag zwischen den Ereignissen. Unsere Variante war zwar sehr anstrengend, hatte aber auch Vorteile. Hierzu gehört zum Beispiel die Tatsache, dass man die Gäste von auswärts nicht noch einen Tag mehr (den Zwischentag) bewirten und vor allem »bespaßen« muss.

Wir organisierten für unser Fest einen professionellen Griller, mit Schwein am Spieß. Damit hatten wir die kulinarische Grundlage gelegt. Ansonsten gab es Alkohol, Alkohol und noch mehr Alkohol. Auf dem Hof meiner Schwiegermutter hatten wir ein Festzelt aufgebaut. Alles in allem waren bestimmt etwa einhundert Gäste da. Verwandte, Bekannte, Freunde, Arbeitskollegen, Nachbarn und sonstige Gratulanten. Es herrschte eine Bombenstimmung und um zwei Uhr morgens mussten wir die letzten Gäste hinaus komplementieren. Schließlich wollten wir in ein paar Stunden heiraten.

Traditionell kehrten wir die Polterscherben gemeinsam auf. Anschließend gingen wir ins Bett, doch zum Schlafen hatten wir keine Zeit ...

4. September 1992

Da Thomas und ich konfessionslos waren und auch noch sind, fand die Zeremonie standesamtlich statt. Anwesend war der Großteil der zum Empfang eingeladenen Verwandten und Freunde. Es war eine sehr schöne Feierstunde, und ich hatte die ganze Zeit mit der Unterdrückung meiner Tränen zu tun. Und Thomas' Gesichtsfarbe wechselte in ein zartes, aber auffälliges »Grün«. In späteren Jahren habe ich diese Farbe bei ihm noch zweimal gesehen. Das erste Mal auf einem Ausritt, auf dem man ihm das schnellste und ehrgeizigste Pferd gegeben hatte, und das zweite Mal beim Start zu seinem ersten Urlaubsflug.

Zurück zur Hochzeit. Irgendwann hatten wir es geschafft. Wir wechselten die Ringe und küssten uns. Es gab jede Menge Glückwünsche. Becky und meine etwa gleichaltrige Nichte waren die Blumenmädchen und bestreuten den Weg zum geschmückten Hochzeitsauto. Nach einer Stippvisite beim Fotografen nahmen wir in der Gaststätte am See unser Hochzeitsmittagessen ein. Mein Vater überraschte mich mit einer wunderschönen Rede. Sicher hatte meine Mutter ihm bei der Vorbereitung geholfen. Trotzdem hatte ich ihm so viel Courage nicht zugetraut und war deshalb zutiefst gerührt. Kaffee, Abendessen und Tanz führten wir im Gemeindesaal des Dorfes, in dem Thomas aufgewachsen war, durch.

Es war eine sehr schöne und vor allem traditionelle Party. Es gab natürlich einen Walzer zur Eröffnung und einen Schleierabtanzen um Mitternacht. Alles hatte geklappt. Für die Pflichten einer Hochzeitsnacht waren wir dann aber doch zu müde. Diesen Teil hatten wir schon am Vorabend abgearbeitet.

Alles in allem waren wir mit unserer Hochzeit sehr zufrieden und ohne Einschränkungen ein glückliches Ehepaar. Jetzt fehlte nur noch eine Kleinigkeit, um alles vollkommen zu machen. Wir wollten so gern einen kleinen Tommy.

Herbst 1992

Die letzte Pille war genommen. Es wurde Oktober, November, Dezember und jeden Monat die gleiche negative Erkenntnis. Ich wurde nicht schwanger. Es wurde Januar und ich überfällig. Hoffnung. Plötzlich starke Blutungen, wahrscheinlich eine Fehlgeburt. Die Enttäuschung war nicht mehr zu verbergen. Aber Enttäuschung ist zu milde ausgedrückt. Ich war tatsächlich am Rande der Verzweiflung.

Weiter hoffen, weiter üben. Wie bei allen vom Kinderwunsch geplagten Paaren wurde aus dem Spaß ein Kampf und daraus ein Krampf. Es ging so weit, dass wir einmal wegen der Empfängnisbereitschaft kurzerhand die Autobahn verließen und uns einen besonders ruhigen Parkplatz suchten. Nach der Pflichterfüllung waren die Scheiben des Autos beschlagen und ließen sich nach dem Öffnen leider nicht mehr schließen. Also setzten wir die Fahrt bei offenen Fenstern fort. Aber schwanger wurde ich trotzdem nicht. Es wurde Frühling und wir spielten die letzte Trumpfkarte aus. Wir fuhren in den Urlaub. Ja, Luftveränderung soll wahre Wunder wirken, hatten wir gehört. Und das stimmt wirklich.

Wir verbrachten einen Osterkurzurlaub am österreichischen Attersee. Becky war sechs Jahre alt und Ostern für sie ein großes Ereignis. Aus meiner Kindheit kannte ich ein paar Tricks, um Kindern den Glauben an den Osterhasen möglichst lange zu erhalten. Einer dieser Tricks lief so, dass ein Elternteil heimlich die Osterversachen versteckte. Wenn dann alle zusammen waren, rief man: »Der Osterhase war da! Geh schnell ans Fenster, vielleicht kannst du ihn noch weglaufen sehen.« Genau so machten wir es. Wir schauten alle gemeinsam aus dem Fenster, und was

soll ich sagen? Es hoppelte tatsächlich genau in dem Moment ein Hase am Haus vorbei. Becky rief: »Da ist er ja!« Und nach einer Pause entsetzt: »Aber der hat ja gar nichts an!«

So ist das. In der Fantasie von Kindern haben Osterhasen eine Hose und ein Hemd an, und meistens noch eine Kiepe auf dem Rücken. Unser Hase war aber nackig und entsprach damit in keinster Weise einem Osterhasen.

Es war ein toller Osterurlaub. Wir machten Ausflüge mit der Seilbahn, hatten Spaß auf der Sommerrodelbahn und besichtigten das »Weiße Rössl am Wolfgangsee«. Wir wussten es zwar noch nicht, aber auf der Fahrt zurück nach Hause waren wir schon zu viert.

Ende April 1993

Meine Periode ließ auf sich warten. Hoffnung!!! Es vergingen zwei Wochen. Still ruhte der See. Langsam wandelte sich die Hoffnung in Erwartung, aber noch lange keine Gewissheit.

Ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt musste ich nach Hannover zu einem Lehrgang. Ich hielt es nicht mehr aus. Ich kaufte mir einen Schwangerschaftstest und benutzte ihn in dem kleinen Bad der Lehrgangsunterkunft. Warten. Dann Freude und nichts als Freude. Es war so weit. Ich war schwanger. Thomas und ich bekamen ein Kind. Ich konnte unser Glück nicht fassen. Endlich waren wir auf dem Weg, unser Leben vollkommen zu gestalten.

Nun musste ich es unbedingt dem werdenden Vater mitteilen, aber das war nicht so einfach. Es gab immer noch keine Handys. Ich musste den Abend abwarten und von einem Münzfernsprecher die Wohnung meiner Eltern anrufen. Mein Mann war vor ein paar Monaten zu mir gezogen. Wir wohnten bis dato zu dritt in zwei Räumen der Vierzimmerneubauwohnung meiner Eltern. Thomas hatte auch eine gute Arbeitsstelle gefunden. 1992 war das im Osten nicht einfach auf dem Arbeitsmarkt, die Beschäftigung also etwas Besonderes.

Es klappte gleich beim ersten Anrufversuch. Thomas kam ans Telefon und ich berichtete ihm von dem positiven Test. Er war völlig aus dem Häuschen. Es war einfach nur wunderbar. Wir kicherten noch eine Weile am Telefon vor uns hin, dann musste sich jeder allein weiterfreuen.

Zurück in der Heimat besorgte ich mir gleich einen Termin bei meinem Gynäkologen. Er konnte das Ergebnis bestätigen und ich bekam ein erstes Ultraschallbild unseres Kindes. Der Geburtstermin war der 24. Dezember, Heiligabend. Ostern entstanden und der errechnete Termin

zu Weihnachten. Da soll es ja so einen Spruch geben: »Wer Ostern mit den Eiern spielt hat Weihnachten die Bescherung.«

Wir waren damals überglücklich, und diese Schwangerschaft konnte man nur genießen. Mir war kaum übel, ich fühlte mich geborgen. Der Hausbau auf dem Familiengrundstück von Thomas Eltern war gestartet. Vor uns lagen goldene Zeiten. Jedenfalls glaubten wir das in diesem Moment.

4. Oktober 1993

Meine kleine Geburtstagsfeier am Vortag hatte ich gut verkraftet. Es waren nur ein paar Freunde zum Abendessen gekommen. Ich begab mich am Morgen schlaftrunken ins Bad und entdeckte voller Entsetzen Blut in meinem Slip. Mir rutschte das Herz in die Hose. Angst machte sich breit. Ich rief nach Thomas, der sofort an meiner Seite war. Wir mussten ganz schnell einen Arzt aufsuchen. Thomas und ich fuhren sofort zur nächsten Entbindungsstation. Die halbe Stunde Fahrzeit voller Ungewissheit wurde zur mentalen Quälerei.

Nach der ersten Untersuchung meinte der Arzt, dass es kein Grund zur Besorgnis gäbe. Es handle sich um altes Blut, und somit bestehe keine akute Gefährdung der Schwangerschaft. Die zweite Untersuchung (Wehenschreiber) aber hob die erste Entwarnung auf. Ich hatte durchgängig mittelstarke Wehen. Die dritte Untersuchung, ein Ultraschall, löste beim Arzt, bei der Hebamme und bei mir Panik aus. Genau dieser Moment sollte mein weiteres Leben verändern und bestimmen. Nur wusste ich das damals noch nicht.

Bei mir wurde eine »Plazenta praevia totalis« diagnostiziert. Es handelt sich um eine Anomalie der Lage der Plazenta, wobei diese direkt vor dem Muttermund liegt. Damit ist eine natürliche Geburt nicht möglich, und die ständigen Reizungen des Muttermundes an der Plazenta führen zu Blutungen, Wehen und sehr häufig zu Frühgeburten. Ich wurde also umgehend in das Ostklinikum überführt, da dieses über eine Frühgeborenenstation verfügte.

Dort angekommen, wurde ich nach Schema F behandelt, mit Liegen, Antiwehentropf und Beruhigungsmitteln. Die

zwölf Wochen bis zur geplanten Entbindung sollte ich mich im Krankenhaus einrichten. Mein Baby wog am Tag der stationären Aufnahme geschätzte 1000 Gramm, so war es auf dem Ultraschall für die Spezialisten zu erkennen. Jede Woche würde uns etwa 200 Gramm weiterbringen. Jeder Tag im Mutterleib zählte für das Baby. Alle um mich herum sprachen von Überleben oder Sterben. Kein Mensch sagte mir, dass es dazwischen auch noch was gab, und zwar eine ganze Reihe von Möglichkeiten, welche keinesfalls für Beruhigung sorgten.

Die Behandlung sprach an, Blutung und Wehen verschwanden, vorerst. Leider konnte ich mich nicht mit meinem Zustand und den vorhandenen Umständen abfinden. Völlig Belangloses war damals wichtig und machte mich ungeduldig und genervt. Ich lag im Dreibettzimmer, und da ich strengste Bettruhe hatte, musste ich mein Geschäft auf dem Nachttopf erledigen. Das klappte auch nur mit Unterstützung von Mittelchen, und diese Mittelchen verursachten sehr schlechte Gerüche, die ich meinen Zimmerkolleginnen nicht ersparen konnte. Es war wirklich beschämend. Es gab auch keinen Fernseher im Zimmer. So etwas kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Heute sind Krankenhauszimmer teilweise besser ausgestattet als Hotelzimmer.

Im allgemeinen Krankenhausalltag, insbesondere liegend und völlig ohne Beschäftigung, plant man seine Zeit von einer Mahlzeit bis zur nächsten. Wenn man schwanger ist, erst recht. Das Essen war aber die pure Katastrophe. Und ganz bestimmt nicht deshalb, weil ich mäkelig war. Allein fünfmal pro Woche gab es Wiener Würstchen. Als Wurstgulasch zu Nudeln, in der Suppe, zum Kartoffelsalat, gebraten zum Gemüse, gegrillt zum Auflauf.

Zum Thema Essen gab es eine tolle Anekdote. Der Chefarzt machte einmal in der Woche seine Visite. Mein Mittagessen stand unangerührt auf dem Nachttisch. Es war eines dieser undefinierbaren. Der Chefarzt sagte: »Sie

müssen essen, Sie bekommen doch ein Kind.« Nachdem er sich das Essen etwas genauer angeschaut hatte, sagte er: »Aber nein, das ist doch kein Essen für eine Schwangere. Wissen Sie denn nicht, dass Sie sich als werdende Mutter das Essen nach Appetit wünschen können? Für unsere Schwangeren werden hier in der Klinik Wunschessen gekocht. Sie brauchen nur Bescheid sagen.« Das hörte ich tatsächlich zum ersten Mal, aber auch zum letzten Mal. Der Chefarzt war nach der Visite fort und mit ihm seine Illusion einer heilen Welt. Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass er wirklich nicht wusste, dass diese Wunschessenmaßnahme in seiner Klinik nicht ansatzweise umgesetzt wurde.

Knapp drei Wochen vergingen voller Entwürdigung und vor allem Ungeduld. Meine Beruhigungsmittel wurden zum Schutz des Kindes abgesetzt. Medikamentenabhängige Kinder würden zu schlecht trinken, hieß es. Man begann zeitgleich mit der Physiotherapie, natürlich im Bett, denn ich durfte nach wie vor nicht aufstehen. Körperliche Belastung und eine angeschlagene Psyche waren der Nährboden für neue, viel stärkere Blutungen. Man brachte mich sofort vorsorglich in den Kreißsaal.

Nun war ich völlig verzweifelt. Zu all dem bereits Erwähnten kam die totale Einsamkeit. Bis auf gelegentliches Schauen der Hebamme, passierte nichts, keine Bewegung, nur Liegen, Beine hoch. Kein Mensch, keine Abwechslung, kein Wort, abgesehen von den Selbstgesprächen voller grüblerischem Selbstmitleid. Ich wollte nur noch frei sein, frei von der »Plage« in meinem Inneren, die Plage, die mich in diese Situation gebracht hat. Ich fing an, nicht nur die Situation, sondern auch mein Kind zu hassen. Aus heutiger Sicht schäme ich mich dafür sehr.

All das musste ich mit mir allein ausmachen. Thomas war arbeiten, Telefon hatte ich nicht, zu Besuch kam niemand. Ich war verzweifelt, hätte dringend Zuspruch und Trost gebraucht, aber der Zustand der Einsamkeit und Hilflosigkeit blieb. Ich fing an zu weinen. Ich weinte und